

Literatur zum Thema = Comptes rendus thématiques

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **15 (2008)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Jan Assmann
**Monotheismus
und die Sprache der Gewalt**
Mit einem Vorwort
von Hubert Christian Ehalt

Picus Verlag, Wien 2007, 63 S., € 7,90

Kann man über den Monotheismus nachdenken und dabei nur die Bibel lesen? Ist die Tora, das Alte Testament, nicht nur eine der beiden genealogischen Wurzeln der abendländischen Welt (die andere ist das antike Heidentum), sondern auch gleichsam Stoff und Material genug, um grundsätzlich die Frage nach dem Verhältnis von Monotheismus und Gewalt zu stellen? Ohne Religionswissenschaftler zu sein, gewinnt man bei der Lektüre von Jan Assmanns kleinem Büchlein den Eindruck, dass man das nicht kann. Um es vorab abstrakt zu sagen: Wenn Monotheismus nur anhand des jüdisch-christlichen Falles entwickelt und der Islam ausgeschlossen wird, muss man am Schluss zu einer Lösung der gestellten Frage kommen, die selbstverständlich christlich ist und gleichsam im Nachhinein auch noch das Judentum in diese Lösung mit hineindenkt, während der Islam als das Abwesende, Unbenannte in dieser kurzen Abhandlung derjenige Monotheismus ist, der die Sprache der Gewalt auch heute noch spricht. Das *sagt* Assmann nicht explizit, aber er lässt für keinen anderen Gedanken Raum, weil er den Islam und dessen Lösungen des Gewaltproblems gar nicht untersucht. Zwar setzt der Essay (nach dem langen, sehr überflüssigen Vorwort des Herausgebers) mit der Frage ein – «angesichts der aktuellen Weltlage» –, ob es «vielleicht einen Zusammenhang zwischen dem

exklusiven Wahrheitsbegriff des Monotheismus und der Sprache der Gewalt geben könnte». (20) Die Frage ist in der Tat aktuell. Doch am Schluss ist sich Assmann sicher, «dass die Gewalt dem Monotheismus nicht als eine notwendige Konsequenz eingeschrieben ist». Denn «warum sollte die Unterscheidung zwischen wahr und falsch gewalttätig sein?» (56) Die Gewalttätigkeit von religiösen Eiferern gehört laut Assmann in die Entstehungsgeschichte auch des jüdischen Monotheismus. Das zeigen Assmanns viele eindruckliche Belege für die blutige Gewalttätigkeit (in heutigen Worten: Kriegsverbrechen) des auserwählten Volkes, aber am Schluss erweist sich das als Begleiterscheinung, gleichsam als taktische List der Durchsetzungsphase, als die Gewalt der Konvertiten in der Zeit «des kulturellen Sprungs aus dem Alten ins Neue». Und nun kommt's: «Über diese Schwelle sind wir längst geschritten; sie bedarf keiner eifernden Einschärfung mehr.» (57) Wer, bitteschön, sind «wir»? Wir Christen? Und seit wann sind «wir» über diese Schwelle «geschritten»? Vor oder nach, zum Beispiel, den Kreuzzügen? Gab es später keine «Einschärfungen» mehr? Ganz am Schluss des Textes sind es nicht die «Gläubigen», sondern die «Fundamentalisten», die sich der monotheistischen Sprache der Gewalt «bedienen», weil es ihnen um «Macht» (und nicht etwa um «Wahrheit») gehe. Das sind schöne, feine Unterscheidungen. Wer trifft sie? «Wir»? Jan Assmann trifft sie mit Blick auf einen Gott, der den Einzelnen direkt anspricht, in eine persönliche Beziehung zu ihm tritt und Reuegefühle auslöst. Kann sein, dass damit auch der Gott des Islams mitgemeint

ist, man gewinnt allerdings nicht den Eindruck, im Gegenteil: Dieser Monotheismus ist jüdisch-christlich, und mit Blick auf ihn sagt Assmann: «Die Sprache der Gewalt entstammt dem politischen Druck» – der die Juden bedrohenden Völker und Mächte –, «aus dem der [!] Monotheismus gerade befreien will». (56) Die Wahrheit dieses Monotheismus hat mit Gewalt nichts zu tun, so sollen wir glauben, während doch alle Belege, die Assmann zitiert, vom Gegenteil zeugen (und nebenbei auch ein beklemmendes Licht auf die heutige Besetzung Palästinas durch Israel werfen).

Kulturwissenschaft, die altem Sinn und alten Bedeutungen nachjagt, statt sich, nüchterner, darauf zu begrenzen, die Bedingungen für das Entstehen und Zirkulieren von Sinn zu rekonstruieren, ist an sich schon problematisch genug. Wenn sie aber siegesgewiss weiss, dass die «Wahrheit» «unseres» Monotheismus a priori nichts mehr mit Gewalt zu tun hat, wird sie unerträglich.

Philipp Sarasin (Zürich)

Leor Halevi
Muhammads Grave
Death Rites
and the Making of Islamic Society

Columbia University Press, New York 2007, 416 S.,
 \$ 36,50

Der Titel des Buches von Leor Halevi *Muhammads Grave. Death Rites and the Making of Islamic Society* ist wohl bedacht: er bringt das Vorhaben des Autors und eine strukturgebende These der Studie auf den Punkt. Der Titel *Muhammads Grave* wurde als Metapher für die muslimischen Erinnerungen an Muhammads Begräbnis sowie deren Relevanz für die spätere islamische Bestattungspraxis gewählt. Der Untertitel *Death Rites and the Making of Islamic Society* verweist auf die Haupt-

these des Autors: Die durch Religions- und Rechtsgelehrte aktiv vorangetriebene Formierung und Etablierung spezifisch islamischer Sterbe- und Begräbnisrituale habe entscheidend dazu beigetragen, die arabische Gesellschaft des 7. und 8. Jahrhunderts zu islamisieren beziehungsweise eine distinktierte islamische Gesellschaftsordnung zu konstituieren.

In seiner Einleitung spezifiziert der Autor sein Vorhaben. Eine wichtige Motivation der Untersuchung sei, «to understand how and indeed why an emerging monotheistic community developed culturally distinct rituals of death». (4) Die ersten Generationen, die auf den Propheten Muhammed folgten, waren mit der dringenden Notwendigkeit und zugleich Schwierigkeit konfrontiert, Formen des Umgangs mit dem Tod sowie Begräbnisrituale zu entwickeln, die sich von den vorislamisch-paganen, jüdischen, christlichen und zoroastrischen Traditionen unterschieden. Entsprechend zahlreiche Gebote und Verbote, die auf Abgrenzung zielten, finden sich in Schriften der Rechts- und Religionsgelehrten aus der Frühzeit des Islam. Dieser Abgrenzungsprozess ging, so die These des Autors, mit einer zunehmenden Islamisierung einher. Halevi belegt am Beispiel einer Grabinschrift, die etwa 20 Jahre nach dem Tod des Propheten abgefasst wurde (das heisst um 652), dass diese noch keine speziell islamischen Merkmale trug. (14 f.) Bereits wenige Zeit später finden sich Gebete für Muhammad und Koranzitate auf Epitaphen, was Halevi als Hinweis für ein entstehendes muslimisches Gemeinschaftsgefühl interpretiert. (31) Rund 100 Jahre danach, in den 790er-Jahren, ist eine Standardisierung und Formalisierung der Aufschriften auf den Steinen auszumachen, insofern, als bestimmte Koranverse regelmässig angeführt werden. Der Vergleich mit zeitgleichen jüdischen und christlichen Grabinschriften erbringt zudem, dass diese unterschiedliche, männ-

liche und weibliche Familienmitglieder erwähnen, während die islamischen Epitaphe nur die patrilineale Abstammung übermitteln. Hervorzuheben ist, dass es dem Autor hier und an zahlreichen anderen Stellen seines Buches gelingt, die widerstrebenden Argumentationen und kontroversen Gelehrtendebatten im Kontext dieser Veränderungen zu beleuchten: Der Prozess der Islamisierung der Grabinschriften etwa ging einher mit einem immensen traditionalistischen Widerstand gegen diese «Neuerung» (*bida'*). (35)

In den folgenden Kapiteln beschäftigt sich Halevi mit den koexistierenden Auffassungen zum Umgang mit weiblichen und männlichen Körpern von Verstorbenen und den Formen ihrer rituellen Reinigung, der sozioreligiösen Rolle und Funktion von Leichentüchern, den zum Teil genderspezifischen Regeln des Trauerns, den Begräbnisprozessionen und gemeinschaftlichen Totengebeten (in diesem Kontext auch der Teilnahme von Muslimen an jüdischen und christlichen Beerdigungen), der Möglichkeit, in Beerdigungszeremonien Hierarchien auszudrücken et cetera.

Seine Studie soll als selbst ernannte «first social history of death rituals» in der Frühzeit des Islam einen Beitrag leisten zur «history of death, the history of Muslim rituals, and, perhaps most important, to the emerging field of Islamic social history», (5) schreibt der Autor. Es ist eine der herausragenden Leistungen Halevis, dieses sehr grundlegende, zugleich auch weit gefasste Vorhaben an präzise Beispiele aus der islamischen Geschichte rückzubinden. Er begibt sich damit, was für einen amerikanischen Islamwissenschaftler üblich sein mag, im deutschen Sprachraum aber nicht selbstverständlich ist, auf ein kultur-, religions-, mentalitäts- und sozialgeschichtliches Forschungsfeld, um die dort entwickelten und erprobten Fragestellungen für die arabischen Quellen aus der islamischen Frühzeit nutzbar zu machen. Dies gelingt

besonders in drei Bereichen hervorragend: Die Analyse der Begräbnisrituale erfolgt in wohlabgewogener Kenntnis der Ritualforschung und bezieht fruchtbar Studien über das europäische Mittelalter und aus der Ethnologie mit ein. Reich rezipiert hat der Autor die Gender- und Körperforschung. Er kommt auf diesem Weg zu neuen Ergebnissen und weiterführenden, über den islamischen Kulturraum hinaus anknüpfungsfähigen Fragen. Dies geht mit einer sorgfältigen Quellenarbeit einher: Halevi operiert auf einer soliden Materialbasis. Er zieht vor allem schriftliche Quellen aus Recht, Religion und ihren Übergangsbereichen, sowie Grab- und Textilinschriften heran, die er zuverlässig übersetzt. Bereits existierende Übersetzungen prüft er kritisch. Ein besonderer Zugang zu den Quellen ist eigens zu betonen: Halevis Hauptinteresse konzentriert sich auf orale Traditionen aus der Frühzeit des Islam, die erst nachträglich verschriftlicht wurden. In Abgrenzung von älteren Forschungen, die diesen häufig gegenüber *harder facts* die Historizität absprechen, (8 f.) konzentriert sich Halevi nicht auf die Debatte über die historische Vertrauenswürdigkeit. Er rückt statt dessen die Frage nach der *sozialen Funktion* einer durch diese Überlieferungen in bestimmter Weise geprägten Erinnerung in den Mittelpunkt.

Das Buch von Halevi setzt Maßstäbe für das islamwissenschaftliche Arbeiten im Feld der Kulturwissenschaften. Der Blick auf Begräbnis- und Sterberituale ist höchst differenziert. Halevi argumentiert nie monokausal, sondern nimmt die verschiedenen existierenden lokalen Traditionen der islamischen Welt exemplarisch auf. Er analysiert den unterschiedlichen Umgang mit dem Tod einer Frau oder eines Mannes beziehungsweise die genderspezifische Beteiligung an den Begräbnisritualen. Er berücksichtigt die verschiedenen, sich oft sogar widersprechenden Auffassungen der Rechtsschulen oder schiitischen und sun-

nitischen Gelehrten, aber hinterfragt auch die praktische Umsetzung der Gebote und Verbote. Stets mit bedacht wird auch der Bezug auf beziehungsweise die Abgrenzung gegen vorislamisch-pagane, jüdische, christliche und zoroastrische Rituale und Traditionen.

Der in vielfacher Weise neue Wege beschreitenden Interpretation der Quellen und der gewinnbringenden Rezeption der Forschung ist schwerlich etwas Kritisches entgegenzusetzen. Der Radius der Fragestellung ist weit gefasst, muss aber auch auf bestimmte Aspekte verzichten. Nicht ganz einzusehen ist, warum Halevi in seinem Buch die Akzentverschiebungen in den Sterbe- und Begräbnisritualen durch den Massentod während Seuchen oder in Schlachten nicht mitberücksichtigt. Gerade, da ihm Wandlungsprozesse am Herzen liegen, bleibt dies eine Leerstelle. Im Blick auf die genderspezifischen Unterschiede in den Begräbnisritualen und den Umgang mit dem Tod hätte die Einbeziehung des Kindertodes weiterführend sein können. Doch schmälert dies keineswegs die Leistung des Buchs.

Jenny Rahel Oesterle (Braunschweig)

**Cornell Babendererde
Sterben, Tod, Begräbnis
und liturgisches Gedächtnis
bei weltlichen Reichsfürsten
des Spätmittelalters**

Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2006, 271 S., € 44,40

Das Miteinander der Lebenden und der Toten gilt bekanntermassen als Grundzug der mittelalterlichen Vorstellungs- und Lebenswelt. Das Bindeglied zwischen den Lebenden und den Toten bildet die Erinnerung, das Gedenken, die *memoria*, nach Otto Gerhard Oexle ein dem Gabentausch äquivalenter *fait social total*. Im Blickpunkt der Aufmerksamkeit der

memoria-Forschung standen zunächst die klösterlichen Gebetsverbrüderungen, später immer häufiger die ihnen nahe verwandten Bruderschaften und mithin deren gemeinschaftsstiftende Funktionen. Cornell Babenderedes Blickrichtung ist eine andere. Sie will den «Umgang» mit dem Tod einer spezifischen Gesellschaftsgruppe untersuchen; ihr Interesse gilt dem Reichsfürstenstand, den Wettinern, den Landgrafen von Hessen, den Grafen und späteren Herzögen von Württemberg sowie den gefürsteten Grafen von Henneberg-Schleusingen. Die Überlieferungslage gibt den zeitlichen Rahmen vor, in dem sich die Arbeit, eine 2003 an der Universität Greifswald eingereichte Dissertation, bewegt. Die Mehrzahl der Dokumente, mit denen die Autorin arbeitet, stammt aus der quellenreichen Übergangszeit vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit, genauer aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Darunter stechen berühmte Dokumente wie die *Chronik* des Johannes Naucler oder Georg Spalatins *Trostbüchlein* hervor. Die mit dem gewählten Zeitrahmen zusammenhängenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse werden in fast jedem Kapitel der Untersuchung tangiert, doch Fragen der Konfessionszugehörigkeit beziehungsweise des Konfessionswechsels werden nirgends systematisch vertieft. Die Untersuchung folgt sozusagen der «Natur» der Ereignisse: Im ersten Kapitel befasst sich die Verfasserin mit den individuellen Vorbereitungen auf den Tod, speziell mit den reichsfürstlichen Testamenten und Testamentsvollstreckern (25–81); im zweiten Kapitel interessiert sie sich für die Zeit zwischen dem Tod und dem Begräbnis (83–125); im dritten Teil geht es um die einschneidenden Unterschiede zwischen Begräbnis und öffentlichem Begängnis anlässlich des Dreissigsten (127–177) und im vierten schliesslich speziell um die liturgische *memoria*, so wie sie sich in

Testamenten, Mess- und Jahrzeitstiftungen vorgezeichnet findet (179–234). Mit Ausnahme vielleicht des Begängnisses findet sich insgesamt überraschend wenig «Standesspezifisches» im engeren Wortsinn, insgesamt auch wenig Einheitliches, auch «keine festen Bedeutungszuschreibungen». Zu dynastischen Beweggründen gesellen sich immer häufiger religiöse, auch wenn es darum geht, den Aufwand bei Begräbnis und Begängnis zu beschränken oder Praktiken wie das «Pferdeziehen» zu unterbinden. Religiöse Gründe zeichnen zum Teil auch für die häufigen Willensbeziehungweise Testamentsänderungen verantwortlich. Andere Veränderungen gehen mit der Residenzbildung einher, deren Anfänge ungefähr in denselben Zeitraum datieren. Wie angedeutet, überrascht es zu sehen, wie wenig sich die Befunde untereinander gleichen; ebenso irritiert mit Blick auf das Arbeitskonzept der Befund, dass sich keine auf den Reichsfürstenstand begrenzte «Sonderformen» erkennen lassen. Über einige Aspekte hätte man gerne genauere Informationen erhalten, etwa über den Chor der 50 Klöster, der den Dreissigsten Friedrichs des Weisen besang. In anderen Zusammenhängen vermisst man den Vergleich mit älteren Studien, etwa mit Joël Rosenthals *Gift Giving and the Aristocracy, 1307–1485* (London, Toronto 1972). Schade ist schliesslich auch, dass die nach 2003 erschienen Arbeiten von Cordula Nolte und Jörg Rogge keine Berücksichtigung mehr gefunden haben.

Gabriela Signori (Konstanz)

**Ansgar Köb, Peter Riedel (Hg.)
Emotion, Gewalt und Widerstand
Spannungsfelder zwischen
geistlichem und weltlichem Leben
in Mittelalter und Früher Neuzeit**

Fink-Verlag, München 2007, 186 S., 8 Abb.,
12 farbige Bildtafeln, € 29,29

Dieses Buch über Emotion und Gewalt, geistliches und weltliches Leben in Mittelalter und Früher Neuzeit nimmt sich viel vor: Emotionsforschung und Gewaltforschung sind gerade en vogue, Fragen zu Spannungen zwischen Geistlichem und Weltlichem knüpfen an die soliden älteren Forschungen zum mittelalterlichen Investiturestreit an und mit den Epochenbegriffen Mittelalter und Früher Neuzeit werden gleich mehr als 1000 Jahre abgedeckt. Darüber hinaus verspricht das Vorwort einen «Dialog mit anderen Fachrichtungen», (7) um damit «Brücken zwischen Fächern und den Wissenschaftlern zu schlagen». (8)

Gut so, unbescheiden, denkt man und ist bereits neugierig, wie das alles auf nicht einmal 200 Seiten bewerkstelligt und welche aufschlussreichen «Brücken» dabei wohl gespannt werden sollen.

Die Lektüre ist enttäuschend. Das Buch ist ein Sammelband. Einem mit zwei Seiten mehr als knappen Vorwort folgen einzelne Texte unterschiedlicher Länge und unterschiedlicher Qualität, zu äusserst divergenten Fragestellungen. Auch nach der Lektüre aller Texte ist immer noch nicht klar, wovon dieses Buch als Ganzes handelt. Von «Emotion» jedenfalls nicht, da sich kein einziger der versammelten Texte damit befasst oder auch nur den Begriff oder ein Konzept von «Emotion» erwähnt. Eine Sammlung von Texten also, die sich zwischen zwei Buchdeckeln wieder finden, weil sich einige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler 2003 am «Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens»

in Paderborn zu einem Kolloquium getroffen hatten. Betreibt der erste Beitrag theologische Exegese der Bibelstelle «Und Gott nahm den Menschen und setzte ihn in das Paradies, damit er es bebaue und bewahre/bewache/hüte» (Genesis 2, 15), mit der man allenfalls Gewalt legitimieren könnte, beschäftigt sich der letzte Text etwas allgemein mit der obrigkeitlichen und rechtlichen Behandlung des freien Solddienstwesens im Wallis zu Beginn des 16. Jahrhunderts – der einzige Beitrag über die Frühe Neuzeit übrigens. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit Heldentypologie, mit sogenannt «barbarischem Kriegerum», mit Zisterzienserklöstern östlich der Elbe oder mit Stadtgeistlichen und dem Deutschen Orden. Spannend und methodisch überzeugend sind insbesondere drei Beiträge: Regine Reck untersucht Bedeutungsverschiebungen bei Übersetzungen literarischer Prosatexte wie beim *Chanson de Roland* im 13. und 14. Jahrhundert ins Walisische und beobachtet dabei eine «Sakralisierung der Gewaltdarstellungen». (30) Ulrich Rehm beschäftigt sich mit den äusserst plastischen Gewaltdarstellungen in repräsentativen französischen Bilderhandschriften des 13. Jahrhunderts, auf denen alttestamentarische Szenen mit gespaltenen Schädeln, abgetrennten Gliedmassen und quellenden Gedärmen realitätsnah abgebildet sind. Die «massive Realitätsnähe» interpretiert er überzeugend als «Resultat einer ins Extrem gesteigerten Form einer allegorischen Bildauffassung» – nämlich als Allegorie der im 6. Kreuzzug unter dem französischen König kriegführenden Kirche. (58) Gerd Kampers zeigt anhand der Rituale beim Auszug des wisigotischen Königs auf einen Kriegszug detailliert die Sakralisierung der Kriegführung im wisigotischen Spanien des 7. Jahrhunderts auf.

Den Herausgebern muss man zu Gute halten, dass es immer schwierig ist, eigenwillige Beiträge eines interdisziplinären

Kolloquiums unter einen Hut zu bringen. Doch die Wahl des Titels ist unglücklich. Die modischen Begriffe «Emotion, Gewalt und Widerstand» wecken nicht nur Erwartungen, die nicht erfüllt werden, sondern verdecken auch den Wert der einzelnen, teils überzeugenden Artikel.

Michael Blatter (Basel)

Kelly Devries et al. Die grossen Schlachten des Mittelalters

Theiss Verlag, aus dem Englischen übersetzt von Karin Schuler, Stuttgart 2007, 224 S., zahlr. Abb., € 39,90

Kriege und Schlachten gehören nach wie vor zu den historischen Themen, die auch jenseits des Fachpublikums auf ein breites Interesse bei (vorwiegend männlichen) Laien stossen. Das wissen auch die Verlage und so erscheinen in gewisser Regelmässigkeit immer wieder neue, zumeist reich bebilderte Bände, die in chronologischer Ordnung bekannte Schlachten in Kurzporträts präsentieren. Die Fachhistoriker sind dagegen nur zu gern bereit, sich über *coffee-table-books* aufgrund ihrer mangelnden fachlichen Differenzierung zu erheben, doch sollte man es sich mit solchen Urteilen nicht allzu einfach machen. Denn auch wenn diese Bücher den Forschungsstand oftmals nur stark vereinfachend wiedergeben, erreichen sie mitunter ein beachtliches Niveau und können wegen ihrer Bildauswahl und -qualität auch für den Fachhistoriker interessant sein. Zudem stellen sie mit einer beneidenswert hohen Auflagenzahl eine der wenigen Möglichkeiten dar, historische Inhalte und damit im weitesten Sinn Ergebnisse historischer Forschung in die Öffentlichkeit zu tragen. Der vorliegende Band zu den *Grossen Schlachten des Mittelalters* von einem Autorenkollektiv um den amerikanischen Militärhistoriker Kelly Devries

zeigt jedoch, dass diese Möglichkeit nicht immer mit der wünschenswerten wissenschaftlichen Seriosität genutzt wird.

Schon in seinem Aufbau orientiert sich der Band am Standard der bekannten Werke, der sich seit dem Erscheinen von Edward Creasy's *The fifteen Decisive Battles of the World* im Jahr 1851 kaum verändert hat: Nach einer kurzen Einleitung präsentieren die Autoren 20 mittelalterliche Schlachten auf jeweils zehn Seiten. Die Auswahl der Schlachten, von Hastings 1066 bis Brunkeberg 1471, die von den Autoren nicht begründet wird, folgt dem Erwarteten und birgt nur wenige Besonderheiten. Mit Hattin 1187, Arsuf 1191, Konstantinopel 1203/04, Nikopolis 1396 sowie Konstantinopel 1453 lässt sich allenfalls ein Schwerpunkt auf gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen islamischen und christlichen Gegnern ausmachen, was angesichts des aktuellen Interesses an dieser Konfliktkonstellation kaum verwundert. Die Einleitung bietet einen Abriss über die kriegerische Ereignisgeschichte Europas von der Völkerwanderung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, das nach Ansicht der Autoren einen grundsätzlichen militärgeschichtlichen Wendepunkt mit sich brachte. Die knappe Zusammenschau von Allgemeinplätzen und spezifischen Einzelheiten aus Politik-, Ereignis- und militärischer Technikgeschichte fällt dabei so heterogen aus, dass sie für jemanden ohne entsprechende Vorkenntnisse nur schwer verständlich sein wird, für jemanden mit Grundwissen dagegen kaum interessante oder weiterführende Informationen bereithält. Mehr oder weniger ausgeprägt kennzeichnet dieses Problem auch die Erläuterungstexte zu den einzelnen Schlachten, die sich in kurzen Abschnitten jeweils der politischen Vorgeschichte, dem Feldzug, der Aufstellung und Ausrüstung, dem Schlachtverlauf und den Folgen der Schlacht widmen. Grundsätzlich offenbaren die Texte ein

positivistisches Geschichtsverständnis, das einzelne Fakten als Wissen über die Vergangenheit präsentiert, ohne die Grundlagen der Produktion dieses Wissens zu reflektieren. Niemand würde bei einem solchen populär ausgerichteten Band eine ausführliche Quellenkritik erwarten wollen, doch heisst das nicht, dass man, wie hier geschehen, auf eine Thematisierung der überaus schwierigen Quellenlage für die Militärgeschichte des Mittelalters gänzlich verzichten muss. Ebenso wichtige wie spannende Fragen werden bei der Präsentation vermeintlicher Fakten gänzlich ausgeblendet: Wer berichtete im Mittelalter überhaupt in welcher Form vom Krieg? Gab es offizielle Kriegsberichterstatter oder private Aufzeichnungen? Woher etwa mag die Nachricht stammen, dass einige der Männer im Heer Heinrichs V. es vorzogen, ohne ihre Kniehosen in die Schlacht von Azincourt zu ziehen, da sie seit der Belagerung von Harfleur an der Ruhr litten? (177) Ist es vorstellbar, dass ein Engländer dieses Detail festhielt, um damit den Sieg der geschwächten Armee noch ehrenvoller erscheinen zu lassen, oder sollte man sich diese Geschichte auf französischer Seite erzählt haben, um durch den Spott die Niederlage erträglicher werden zu lassen? Solche Fragen werden ebenso wenig angesprochen wie das in der Kriegsgeschichte des Mittelalters immer wieder diskutierte Problem der Möglichkeiten, die tatsächliche Zahl der Teilnehmer einer Schlacht zu bestimmen. Dadurch wirkt das präsentierte Wissen überaus statisch, weshalb man sich gelegentlich an das seltsam langweilige Faktenwissen früherer Schulgeschichtsstunden erinnert fühlt. Doch mag diese Form von Geschichte den Wünschen eines bestimmten Publikums entsprechen, das ein solch scheinbar gesichertes Detailwissen für grundsätzlich wertvoll erachtet, da man es in entsprechenden Fachdiskussionen mit anderen Hobbymilitärhistorikern verwen-

den kann. In diese Richtung weisen auch die doppelseitigen Computergrafiken, die mit unterschiedlichen Farben und Pfeilen einen genauen Plan des Schlachtverlaufs liefern und das Zentrum der einzelnen Schlachtendarstellungen bilden. Sie zielen wie die übrigen zahlreichen Abbildungen auf Realitätseffekte, mit denen ein möglichst wirklichkeitsnahes Bild vom Mittelalter gezeichnet werden soll, das jedoch weitestgehend auf den bekannten, seit dem 19. Jahrhundert geltenden Stereotypen aufbaut. Dieser Eindruck entsteht vor allem durch die Bildauswahl, die zeitgenössische Buchmalereien mit Historiengemälden des 19. Jahrhunderts und Schwarz-Weiss-Illustrationen von Waffen und Kriegern im Schulbuchstil willkürlich miteinander vermengt. Eine zeitliche Einordnung oder kritische Kommentierung der Darstellungen bildet dabei eher die Ausnahme, was im Ergebnis zu einem relativ exakten aber auch ebenso herkömmlichen Bild des Mittelalters führt. Hinzu treten die mitunter altbackenen Formulierungen, etwa wenn die «heissblütigen Reiter» dachten, dass sie «hier kaum Ruhm würden einheimsen können». Manchmal drohen die Texte gar in einen chauvinistischen Duktus zu kippen. So heisst es über die Wikinger nach ihrer Ansiedlung in der Normandie, dass ihre «neuen religiösen, sprachlichen und familiären Bindungen [...] allerdings nie ihre militärischen Instinkte oder ihre Sehnsucht nach weiteren Eroberungen» verdrängten.

Wenn der Band trotz aller aufgezeigten Mängel seine Käufer nicht nur unter Zinnfigurensammlern und *reenactors* finden wird, so mag das nicht zuletzt daran liegen, dass er ähnlich wie eine Vielzahl von populären historischen Ausstellungen oder Fernsehdokumentationen spezifische Erwartungen beim Publikum bedient, das in solchen Darstellungen gerne seine bisherigen Bilder und Vorstellungen bestätigt sehen möchte. Doch sollte gerade dieser

Umstand als Herausforderung an die Fachhistoriker verstanden werden, historische Themen wie etwa die Schlachten des Mittelalters jenseits solcher vermeintlichen Sicherheiten und Wiedererkennungseffekte zu präsentieren, um so das eigentlich Spannende an der Arbeit des Historikers auch einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

Stefanie Rütther (Münster)

**Andreas Bähr, Hans Medick (Hg.)
Sterben aus eigener Hand
Selbsttötung als kulturelle Praxis**

Böhlau, Köln 2005, 374 S., 13 Abb., Fr. 75.–

Der hier vorliegende Sammelband geht auf eine Tagung der «Arbeitsstelle für Historische Anthropologie des Max-Planck Instituts für Geschichte» im Jahr 2002 in Erfurt zurück, die Selbsttötung als eine kulturspezifische Praxis verstand. Die Herausgeber Andreas Bähr und Hans Medick bleiben bei diesem Zugang und thematisieren Selbstmord nicht nur als individuellen Akt, sondern fokussieren vielmehr auf die kollektiven Vorstellungen und Normen der Selbsttötung. Dabei wird Selbstmord nicht als gegebene historische Grösse verstanden, sondern jedes Mal neu gefragt, was eigentlich gesagt wird, wenn davon gesprochen wird, ein Mensch töte sich mit eigener Hand. Mit der grundsätzlichen Reflexion, was jeweils als Selbsttötung bestimmt wurde, geht dieser Band weiter als die meisten Studien zum Selbstmord, die lediglich fragen, wie Selbsttötung in den verschiedenen Kulturen bewertet wird. Reflektiert wird Selbsttötung dabei auch in Anlehnung und Abgrenzung zu anderen Formen der willigen Hinnahme des eigenen Todes, wie etwa politisch-nationaler Selbstopferung und religiösem Martyrium, sühnender Selbstkasteiung und kontrollierter Herbeiführung des eigenen Sterbens

oder der Totenfolge und Witwenverbrennung. Durch diese thematische Erweiterung wird deutlich, dass eine fundierte Auseinandersetzung mit der Geschichte der Selbsttötung über das engere Thema hinausführen muss.

Der Band versteht sich als eine «Weiterentwicklung einer Kulturgeschichte der Selbsttötung», (3) wie sie sich seit den 1980er-Jahren etabliert hat und sich von den zahlreichen theologischen philosophischen, medizinhistorischen und rechtsgeschichtlichen Zugängen zum Thema abgrenzt. Zudem vertreten Bähr und Medick eine Kulturgeschichte, welche durch die Erforschung nichteuropäischer Gesellschaften «neue Möglichkeiten der Erkenntnis der Kontingenz nicht alleine europäischer Kulturen bietet, sondern damit auch der eigenen analytischen Kategorien und epistemologischen Voraussetzungen». (19) Der Band führt Beiträge zu Europa, Japan, China, Indien, islamischen Welt und Nordamerika und damit zu verschiedenen Religionen und Konfessionen zusammen. Die unterschiedlichen kulturellen Praktiken und Semantiken der Selbsttötung werden durch Aufsätze aus den verschiedenen Zeitbereichen, von der Antike bis zur Gegenwart, verdeutlicht. Der Band eröffnet mit seinen 17 interkulturellen Beiträgen ein weites Spektrum. Dabei bleiben auch Fragen offen. Um es mit dem Mitherausgeber Andreas Bähr zu sagen: «Der vorliegende Band kann das hier skizzierte Untersuchungsfeld nicht umfassend bearbeiten. Zudem soll er keine abschliessenden Antworten geben, sondern Perspektiven eröffnen.» (18) In der Breite und Unterschiedlichkeit der einzelnen Aufsätze liegen also die Chance und die Schwäche des Bandes zugleich.

Aline Steinbrecher (Zürich)

Stuart Carroll Blood and Violence in Early Modern France

Oxford University Press, Oxford 2006, 384 p., £ 66,–

Die aktuelle Rede von *failed states* geht von der Diagnose aus, dass der Staat droht, sein legitimes Gewaltmonopol zu verlieren. Warlords, Clans und private Sicherheitsfirmen besetzen einen Bereich, den der moderne Staat als Reservat für sich reklamiert hatte: berechnete Gewaltanwendung und den direkten Zugriff auf die Körper seiner Untertanen. Es gehört zu den entscheidenden Charakteristika der frühmodernen europäischen Staatsbildung, dass Gewaltausübung nichtstaatlicher Akteure verhindert, bestraft oder zumindest delegitimiert wird. Dies betrifft vor allem jene sozialen Gruppen, die sich selbst historisch ein Recht auf solche Gewalt zuschreiben: den Adel. Der moderne Staat gründet sich, so diese Meistererzählung, auf dem Zurückdrängen von autonomer Elitengewalt. Eine wichtige Theoretisierung erfuhr dieses Modell durch Norbert Elias' Theorie des Zivilisationsprozesses, welcher der «Verhöflichung» der potenziell gewaltsamen Aristokratie entscheidenden Einfluss auf die Herausbildung der modernen Welt zugemessen hatte. Elias entwickelte seine Theorie vor allem am Beispiel Frankreichs. Der goldene Käfig von Versailles diente als Paradigma für den Zusammenhang zwischen Staatsbildung, disziplinierendem Absolutismus und Zivilisierung adligen Sozialverhaltens. Elias' etatistischer Funktionalismus ist gleichwohl nicht unwidersprochen geblieben. Insbesondere die neuere Absolutismusforschung beschreibt das System Ludwigs XIV. eher als *social collaboration* (William Beik) zwischen Krone und Adel denn als Unterwerfung der Aristokratie unter einen zentralisierten Staat. Der Kern des Elias'schen Modells aber, die Eliminierung von Elitengewalt durch Zivilisie-

rung des Adels, stand dabei aber selten im Zentrum der Kritik. Hier setzt Stuart Carrolls Buch an.

Sein Titel ist missverständlich: Es geht Carroll nicht allgemein um gewaltsame Praktiken im frühneuzeitlichen Frankreich, sondern zunächst um Formen, Kontexte und Begründungen von adliger Gewaltausübung, genauer um *vindictory violence*. Carroll bestimmt diese als Gewalt, welche auf die Wiederherstellung von wahrgenommenen Ehrverletzungen gerichtet ist und somit eine tendenziell reziproke Beziehung zwischen Ausübenden und Erleidenden der Gewalt nahelegt. *Vindictory violence* als Gewalt um der Ehre willen ist demnach primär inneraristokratische Gewalt, namentlich Fehde und Duell. Beide Praktiken lassen für Carroll eine in Selbstverständnis und Rechtsbewusstsein spezifisch aristokratische Kultur erkennen. Adlige Identität erscheint in dieser Perspektive vor allem als untrennbar auf einander verwiesene Ehr- und Gewaltkultur. Die innere Logik und Struktur dieser Kultur steht im Mittelpunkt von Carrolls Buch. Anlässe, konkrete Ausdrucksformen und Praktiken sowie Legitimationsstrategien adliger Gewalt verweisen auf verletzbare Ehre als ihren zentralen Motor. Duelle und Fehden stellten Mittel dar, die eigene gefährdete und prekäre soziale Position in einer Epoche gesteigerter sozialer Mobilität gewaltsam zu behaupten. Zugleich erschien ehrgestützte Gewalt, zumal in einer zunehmend durchlässig gewordenen Gesellschaft, gerade Aufsteigern, namentlich der *noblesse de robe*, als Möglichkeit, den eigenen Anspruch auf Zugehörigkeit zur Aristokratie zu untermauern. Der eminent öffentliche Charakter der Ehre verlieh auch adligen Gewaltpraktiken eine kommunikative Funktion. Durch sie wurden Präzedenzansprüche verteidigt, Rechtstitel behauptet und Beleidigungen gerächt. Adlige Gewalt ist in aller Regel öffentliche Gewalt, sie will gesehen und verstanden

werden und findet aus diesem Grunde bevorzugt im öffentlichen Raum statt. Die Dorfkirche in der Provinz ist dabei ebenso Schauplatz blutiger Auseinandersetzungen wie die notorische Pont Neuf oder der Place de Grève in Paris. Carroll widmet einen Grossteil seiner Darstellung der Analyse dieser Kontexte und Praxisformen von Gewalt. Er diagnostiziert dabei eine eigentümliche Gleichzeitigkeit von Beschränkung und Entgrenzung. Einerseits erscheint *vindictory violence* als genau bemessene und rituell abgestufte Reaktion auf wahrgenommene Ehrverletzungen, mithin als quasi rational. Andererseits verzeichnet Carroll immer wieder überaus grausame und entfesselte Gewalthandlungen, welche er – nicht ohne gelegentliche Essenzialisierungen – als Ausdruck einer urtümlichen Kriegermentalität der Aristokratie deutet.

Carroll interpretiert Fehde und Duell demnach im Anschluss an Otto Brunner als Praxisformen eines spezifisch adligen Rechtsbewusstseins, das der in ihnen verübten Gewalt eine eigene Legitimität verleiht. Beide werden von ihm als Phänomene langer Dauer vorgestellt, welche die gängige Epochenschwelle 1500 transzendieren. Zwischen dem 15. und dem späten 17. Jahrhundert hat sich nach Carroll nur wenig geändert. Diese Kontinuitätsannahme hat auch Folgen für die Präsentation seines Materials. Die schiere Masse der angeführten Quellen ist ehrfurchtgebietend. Das Buch ist fast vollständig aus dem Archiv gearbeitet, Carroll hat Dutzende von Lokalarchiven vor allem aus West- und Südfrankreich nach Gerichtsakten und jenen Gnadengesuchen durchforstet, die auch schon für Natalie Zemon Davis einen unerschöpflichen Schatz darstellten. Gleichwohl ist die Präsentation der einzelnen Fälle eher unsystematisch und unübersichtlich. Unzählige Beispiele werden quer durch die Jahrhunderte parallel angeführt, um die These einer Konstanz der Gewalt-

praktiken während der behandelten Epoche zu verdeutlichen. Dem Leser bietet Carroll eher ein Tableau der Gewalt als eine historische Erzählung. Einzig die Religionskriege der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lassen sich als gewisse Zäsur identifizieren. Die religiös legitimierte Dehumanisierung des konfessionellen Gegners führte zwar einerseits zum Aufbrechen der alten, gewaltbegrenzenden Regeln von Fehde und Duell, stiftete aber zugleich eine pazifizierende Solidarität innerhalb der einzelnen Konfessionsgruppen. Mit dem Ende der Religionskriege und dem Aufstieg der Absoluten Monarchie war aber nach Carroll keineswegs das Ende des Fehde- und Duellwesens verbunden. Im Gegenteil: Gerade am Hof Heinrichs IV. rückte durch die Renaissance mittelalterlich-chevaleresker Werte die gewaltsame Verteidigung adliger Ehre erneut in die Öffentlichkeit. Auch Richelieus harsche Antiduellgesetzgebung seit den 1620er-Jahren zeitigte zunächst wenig Wirkung. Erst nach 1660 setzte vor allem durch den forcierten Aufbau einer staatlichen Armee, aber auch durch den Einfluss neuer Wertesysteme wie Neostoizismus und neuer Frömmigkeitskulturen wie Jansenismus ein Prozess der gleichzeitigen Militarisierung und Privatisierung adliger Gewalt ein. *Vindictory violence* wurde zunehmend öffentlich delegitimiert und zur persönlich riskanten Privatsache.

Das Buch beginnt mit dem Eingeständnis des Autors, von Gewalt, Rache und Vendetta fasziniert zu sein, weil sie ambivalent sind. Sie erscheinen zugleich archaisch, ahistorisch und als Teil der *conditio humana* wie auch historisch genau bestimmbar und kulturell spezifisch. Stuart Carroll situiert Fehde und Duell als *vindictory violence* im Zentrum der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Sein Buch fügt sich somit in die lange Reihe revisionistischer Interventionen, die deren Eigensinn hervorheben. Fehde und Duell erscheinen

keineswegs als Residuen einer mittelalterlichen Kultur, die durch den modernen Staat im Zuge eines Zivilisationsprozesses überwunden wurden. «Verhöflicht» sind die leicht reizbaren französischen Aristokraten nach Carroll nie geworden. Vielmehr erscheint frühmoderne Staatsbildung als der Versuch, die adlige Kultur der Gewalt für den Staat zu instrumentalisieren und ihre gesellschaftszerstörerische Kraft zu kanalisieren. Die Armee der aggressiven Monarchie erschien zu diesem Zweck ein geeignetes Mittel. Stuart Carrolls Buch stellt damit ein gelungenes Plädoyer für die Erforschung einer Mikropolitik dar, welche das staatliche Gewaltmonopol nicht unhinterfragt voraussetzt, sondern nach den komplexen Formen der oftmals gewaltsamen Machtaushandlung und Machtdurchsetzung zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren fragt.

Jan-Friedrich Missfelder (Zürich)

Anne-Claude Ambroise-Rendu
Crimes et délits
Une histoire de la violence
de la Belle époque à nos jours

Nouveau Monde, Paris 2006, 380 p., € 11,-

Cet ouvrage mériterait un titre un peu plus précis. L'analyse proposée repose sur une conception durkheimienne du crime, où l'accent porte essentiellement sur ce que son étude révèle sur l'«état du tissu social», (9) en particulier les ramifications sociales et politiques de la violence comme phénomène de société. A cette dimension s'ajoute l'intérêt porté par l'auteur à la représentation médiatique de la pratique criminelle. Maître de conférence à l'Université Paris-X-Nanterre et co-rédactrice en chef de la revue *Le Temps des Médias*, Anne-Claude Ambroise-Rendu a passablement privilégié les sources journalistiques dans l'analyse de la violence

au XXe siècle, non seulement pour des raisons d'accessibilité, mais aussi afin de montrer combien les médias, «parce qu'ils facilitent l'accès du public aux réalités criminelles», (287) participent à la construction des peurs collectives.

Cet intérêt pour la représentation médiatique du fait violent en société influence passablement la composition de l'ouvrage. Ce dernier n'est pas un inventaire des affaires criminelles, ni une réflexion sur l'importance sociale du «fait divers», ou encore une analyse serrée de l'évolution des pratiques judiciaires, mais bien davantage une étude sur la représentation collective de la criminalité au XXe siècle, dans la mesure où les médias sont utilisés, pour chaque période chronologique couverte, comme un prisme de réfraction des «successives prises de conscience collective à l'égard de la criminalité». (10) En d'autres termes, l'auteure propose une histoire sociale du crime dans la société française du XXe siècle, à travers les sources de la presse.

La composition de l'ouvrage est assez séduisante. En effet, l'auteure présente dans une première section, appelée «Événements», une série de chapitres chronologiques où sont décrites les principales tendances de la violence dans la France de la Belle époque (1870) à l'affaire d'Outreau (2005). En un peu plus de 200 pages, l'auteure égrène les différents cas criminels et leurs relais par voie de presse, synonymes selon elle de ces moments de prises de conscience collective. L'intérêt de cette présentation réside dans la mise en relation entre les différents cas et leurs circonstances politiques, économiques et sociales. L'individualisme intéressé, voire cupide, des grands criminels de la fin du XIXe siècle est mis en contrepoint à l'avènement de la société industrielle et de son capitalisme triomphant; l'apparition des bandes de jeunes (les Apaches) dans la France ouvrière du début du siècle

stigmatise l'absence de prise en compte de l'âge des criminels dans la législation; la construction du «milieu», de la pègre, durant les années 1930, se veut un facteur de professionnalisation de la violence, pour aboutir à cette qualification de Jacques Mesrine dans les années 1970 d'«ennemi no 1» de la société française. La lecture fort agréable de cette section est agrémentée de brèves réflexions sur les principales évolutions des pratiques d'enquête et de jugement, notamment le recours à la science dans les tribunaux. Ce rapide tour d'horizon est accompagné de quelques réflexions sur la catégorisation des genres criminels, l'apparition de nouveaux acteurs (les femmes), mais il faut déplorer le fait que ces remarques restent assez superficielles, peu problématisées, conduisant le lecteur au sentiment que ce *best of* des crimes français au XXe siècle se résume à une avalanche de nouveautés, de ruptures violentes, d'éruptions sanglantes des tabous sociaux. Cette critique est sans doute inhérente au caractère chronologique de la section, mais il faut également souligner le fait que l'auteure ne procède guère à une déconstruction du rôle de la presse dans la fabrique sociale du crime, de sa portée, de ses interprétations, et de sa réception.

La deuxième section de l'ouvrage, consacrée aux «Débats», se veut le lieu d'une analyse transversale des «Événements» présentés en première section. Les enjeux de la répression du crime sont ici traités de manière plus approfondie qu'auparavant, bien que l'on reste passablement sur sa faim. Le principal problème réside dans le recours aux «Événements» comme des exemples d'infirmité ou de confirmation d'un ensemble de thèses fortement présentistes, comme en témoigne l'attention portée à la notion de «sentiment d'insécurité», traitée de manière récurrente dans la seconde section, qu'il s'agisse de nuancer la portée des statistiques judi-

ciaires ou de juger de l'efficacité de la police. Sur ce dernier point, il est d'ailleurs regrettable que l'auteure ne s'intéresse que très peu à l'histoire du corps de police français, tant il est vrai que la rivalité entre les corps (gendarmerie, police), connue sous le nom de «guerre des polices» a pu constituer, de la création des Brigades mobiles au début du XXe siècle à l'affaire Dutroux dans la Belgique des années 1990, un important frein à l'efficacité policière. Le rôle des médias est également traité dans la section «Débats», mais il s'agit ici essentiellement de contrer un certain nombre d'idées reçues sur la violence véhiculée par le biais des médias (représentation faussée, usurpation des prérogatives judiciaires, vecteur de contagion criminelle, sensationnalisme). Il eût été intéressant dans un tel chapitre de délivrer une brève analyse de la méthode d'investigation historique utilisée par l'auteure. En effet,

l'ouvrage pêche un peu par son manque de réflexivité, et il n'est pas toujours aisé de distinguer, en tant que lecteur, si l'étude porte sur les manifestations sociales du crime et des délits, ou bien sur son traitement par les médias.

Malgré ces différentes critiques, il faut souligner combien l'ouvrage d'Anne-Claude Ambroise-Rendu contribue à combler l'historiographie sur le crime en France au XXe siècle, qui fait un peu figure de parent pauvre en regard de la profusion des études consacrées à l'Ancien régime ou à l'époque moderne. Et l'absence de bibliographie peut être compensée par une consultation de l'excellent site Internet Criminocorpus (<http://www.criminocorpus.cnrs.fr/>), consacré à la promotion de l'histoire de la justice, des crimes et des peines.

Frédéric Joye-Cagnard (Bienne)